

Film „Aufbruch in die Freiheit“

Ist heute wirklich so viel anders?

Von Matthias Hannemann - Aktualisiert am 29.10.2018 -16:53



Nach dem gewonnen Duell mit ihrem Ehemann zimmert Erika (Anna Schudt) an ihrem neuen Selbstbewusstsein.
Bild: Martin Rottenkolber/ZDF

Das Emanzipationsdrama „Aufbruch in die Freiheit“ erzählt von einer Frau, die 1971 auf illegalem Weg abtreiben lässt. Und hält der heutigen Gesellschaft den Spiegel vor.

Vor einigen Jahren erzählte Alice Schwarzer noch einmal von dem Ereignis, mit dem „endlich“ auch die „Wut der deutschen Frauen“ zum Ausdruck gelangte: die „Stern“- Ausgabe vom 6. Juni 1971, in der 374 Frauen unter der Schlagzeile „Wir haben abgetrieben!“ versammelt waren. Sie war ein Echo auf das „Manifest der 343“, das im französischen „Nouvel Observateur“ zu lesen war und wurde zur „Lawine, die Tausende mitriss“, zur „Initialzündung für die Neue Frauenbewegung“. Schwarzer hatte Namen aus Deutschland versammelt: ein schwieriges Unterfangen. Keine der Frauen „wusste, ob morgen nicht die Polizei vor der Tür stehen würde (was sie in einigen Fällen tat), ob sie ihre Stelle verlieren, ihre Nachbarn noch mit ihnen sprechen, ihr Mann sich von ihnen trennen würde“.

Sie hofften auf ein Ende des Paragraphen 218, der Abtreibungen kriminalisierte. Sie erreichten eine Reform in drei Schritten – die „Fristenlösung“ von 1974, die das Bundesverfassungsgericht sofort wieder kassierte, die enttäuschende „Indikationsregelung“ von 1976, durch die Abtreibungen in einigen Fällen straffrei blieben (in Schwarzers Worten: „Gnade statt Recht“), sowie das heutige Abtreibungsrecht aus dem Jahr 1995, das Feministinnen wie Schwarzer als „eines der restriktivsten in Europa“ bezeichnen und das dennoch ein Schritt nach vorne war.

Für das vierte Kind fehlt ihr die Kraft

Das Fernsehrama „Aufbruch in die Freiheit“ erzählt nun von der wegweisenden „Stern“-Story aus anderer Warte, jener Frau, die 1971 auf illegalem Wege abtreiben lässt, weil es legal nicht geht. Sie heißt Erika Gerlach (Anna Schudt), und ein netter Einfall des Films besteht darin, dass es ausgerechnet ihr Gesicht ist, das der „Stern“-Graphiker beim Bau der Titelseite mit der Schlagzeile überdeckt. Erika ist eine Kunstfigur, in der alles zusammenfließen kann, was der Film über das Geschlechterverhältnis und die Abtreibungsthematik anno 1971 ausdrücken will: Wir erleben eine Frau, die sich ihrem Mann Kurt (Christian Erdmann) und den gesellschaftlichen Erwartungen fügt. Sie zieht drei Kinder groß, arbeitet bis zur Erschöpfung für Kurts Metzgerei-Laden und stellt ihm pünktlich Bier und Braten vor die Nase. Für das vierte Kind, das sich ankündigt, fehlt ihr nun die Kraft.



Erika Gerlach (Anna Schudt) zieht drei Kinder groß, arbeitet bis zur Erschöpfung und stellt ihrem Mann pünktlich Bier und Braten vor die Nase. Bild: Martin Rottenkolber/ZDF

Mit Kurt kann sie darüber nicht reden. Und auch ihr Arzt will das nicht verstehen. Die Arzthelferin hingegen drückt ihr die Nummer eines Mediziners in die Hand, der in Köln heimliche Abtreibungen vornimmt. Einsam macht sich Erika daraufhin mit dem Gedanken an eine Ausschabung vertraut, während Kurt ein Schwein nach dem anderen zerlegt. Dann fährt sie unter einem Vorwand nach Köln. Eine beklemmende Szene: Kameramann Martin Langer verharrt auf ihrem Gesicht, während das Kratzen von Metall auf Metall zu hören ist. Erika schreit. Spielte Anna Schudt („Tatort“ Dortmund) jemals so atemberaubend?

Stunden später liegt Erika in ihrem Blut auf dem Asphalt. Der Arzt war von der Polizei überrascht worden. Er musste Erika vorschnell aus dem Gebäude bugsieren. Sie überlebt nur, weil sie rechtzeitig gefunden und zu ihrer Schwester Charlotte (Alwara Höfels) gebracht wird. Sie kennt eine Klinik, in der Frauen in Not trotz allem geholfen wird. Ein junger Arzt lässt die Operation seinem streng katholischen Chef gegenüber als Myom-Entfernung erscheinen. Eine Krankenschwester zweigt auch in anderen Fällen Medikamente für Frauen wie Erika ab. Kleine Helden, so sieht es der Film.

Derweil tobt und wütet Erikas Mann. Er versteht natürlich, was in Köln geschehen ist, und nimmt Erika auf juristischem Wege sogar die Kinder, nachdem sie mit ihnen zu Charlotte flieht. Regisseurin

Isabel Kleefeld hat die Szene, in der sich Kurt und Erika erstmals nach der Abtreibung wiedersehen, nicht von ungefähr wie ein Westernduell inszeniert, bei dem sich die Kontrahenten lang und stumm anstarren.

Es ist Erika, die dieses Duell gewinnen wird; das legt schon der etwas banale Filmtitel nahe. Sie bleibt bei Charlotte in Köln, einer für Frauenrechte kämpfenden Journalistin mit WG, und zimmert weiter an ihrem neuen Selbstbewusstsein. Ihr „Aufbruch“ jedoch scheint unmöglich, denn schon die Erwerbstätigkeit hängt von der Unterschrift des Ehemanns ab.

Auch diese Szenen hat das Autorentrio Andrea Stoll, Heike Fink und Ruth Olshan solide verarbeitet. Sie haben ein Händchen für vielsagende Nebenschauplätze der Geschichte wie die Frage, ob Erikas Tochter Ulrike (Lene Oderich) bald trotz des Unverständnisses von Vater und Schwiegermutter auf das Gymnasium wechseln darf. Und stets steht in diesem Ausmalbild der Siebziger irgendwo ein metaphorischer Spiegel nebst der Frage im Raum, ob die heutige Gesellschaft wirklich so anders ist als die von einst.

Das Abtreibungsrecht ist vielleicht moderner geworden, so viel steht fest. Aber man muss nur an den Wirbel denken, den unlängst eine Ärztin auslöste, die wegen unerlaubter Werbung für Schwangerschaftsabbrüche zu einer Geldstrafe verurteilt wurde, um den Unterschied zwischen den Siebzigern und heute zuweilen nur für einen kleinen zu halten. Gut möglich, dass auch dieser Film aufwühlen wird. Die Zeiten sehen danach aus.